



Bild von Götz Eisenberg

*Götz Eisenbergs Durchhalteprosa*

## **Der Tod im Leben**

*„achtzig jahre alt werden / und dann  
aufbrechen / um auf einem Schneefeld / unter  
dem allalinhorn einzuschlafen / wäre der  
schönste tod / stattdessen kriecht man /  
irgendwo / an irgendetwas // na man kann  
schließlich nicht / alles haben // und geschenkt  
kriegt man / nichts // das allalinhorn schon gar  
nicht.“*

*(Alfred Andersch)*

**U**s Schwester liegt im Sterben und quält sich auf der Palliativstation des Krankenhauses von L aus dem Leben. Erst quält man sich hinein, dann hindurch und dann wieder hinaus. U hatte die letzte Woche Corona, hat sich nun aber freitesten können und darf also wieder zu ihr. Renate, so heißt die Schwester, hatte kein leichtes Leben. Sie kam mit einer körperlichen Behinderung zur Welt und hat ihr halbes Leben im Rollstuhl verbracht. Dann litt sie unter einem Vater, der in ihren Behinderung eine Kritik an seiner Männlichkeit und der Qualität seines Spermas sah. U litt unter demselben Nazi-Vater, konnte sich ihm aber eher entziehen.

Es - oder er - war aber auch für sie schlimm genug. Eigenartiger Weise ging es nach dem Tod dieses Vaters mit Renate rapide bergab. Auf eine geheimnisvolle und maligne Weise scheinen die beiden doch eine Art Bindung gehabt zu haben. Die größten Beleidigungen sind letztlich besser als gar keine Anerkennung.

Heute werde ich U ins Krankenhaus begleiten, wenn es nicht vorbei und Renate über Nacht gestorben ist.

„Auf der Gass“ brüllen die Leute schon zu dieser frühen Stunde in ihre Handys. War gerade mal auf dem Balkon und habe beschlossen, vor dem Frühstück schon mal schwimmen zu gehen. Am Wochenende finden im Kombach Veranstaltungen zum 200. Jahrestag des Überfalls auf das Geldkärnchen statt, zu denen ich eingeladen bin und wohl auch hinfahre. Hoffentlich spielt das Wetter mit, denn die Veranstaltung soll - wie es sich für ein Räubergedenken ziemt - draußen stattfinden.

\*

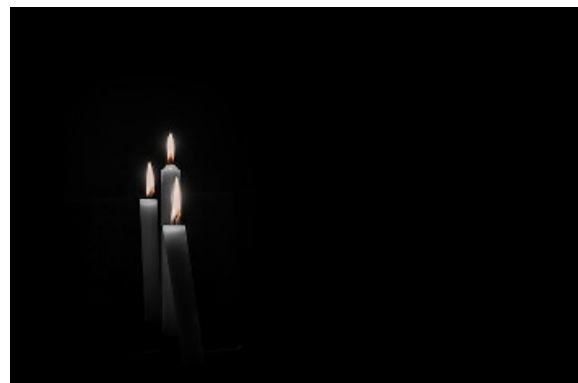
Wir sind also nach dem Frühstück nach Lich gefahren und haben uns an Renates Bett gesetzt. Sie lag auf der linken Seite und schnaufte ins Kopfkissen. Mitunter klang ihr Atmen wie ein Röcheln. Jeder Atemzug schien eine enorme Anstrengung zu sein. Unter der Nase hatte sich ein Blutfleck gebildet. Sie trug eins dieser Krankenhaushemdchen und bestand nur noch aus Haut und Knochen. Das Morphium, das ihr die Schmerzen nehmen sollte, hatte sie in einen Dämmerzustand versetzt. Seit Tagen schon war sie nicht mehr bei Bewusstsein und ansprechbar. Dennoch sprachen wir mit ihr oder redeten auf sie ein, wie man ja auch mit einem kleinen Kind plappert. Das Personal hatte uns dazu ermuntert, weil es doch sein könne, dass etwas zu ihr durchdringe. U streichelte ihren Arm und ihre Hand und redete auf sie ein. Vor dem Krankenhausfenster stand ein großer Ahornbaum und dämpfte auf eine angenehme Weise das Sonnenlicht. Das Fenster war ein wenig geöffnet. Ich hatte Renate in den letzten Jahren in so vielen hässlichen Krankenzimmern angetroffen, dass ich schade fand, dass sie dieses hier nicht mehr richtig mitbekam. Ich saß auf den anderen Seite des Bettes und strich Renate über den Kopf und den Nacken. So viel Berührungen hat sie wohl während ihres gesamten Lebens nicht erfahren. Sie war, was das anging, eher spröde und abweisend. Sie hatte gelernt, ohne Berührung und Zärtlichkeit auszukommen und konnte irgendwann damit nichts mehr anfangen. Auf Berührung und Nähe reagierte sie



Bild von [Alexander Fox](#) | [Planet Fox](#) auf [Pixabay](#)

unwirsch und abweisend. Für U war diese plötzliche Körperlichkeit ganz ungewohnt und neu. Manchmal seufzte Renate und man konnte dieses Seufzen als Zustimmung zu den Berührungen deuten. Nach ein/zwei Stunden hatten wir das Gefühl, mal rausgehen zu müssen. Wir meldeten uns ab und gingen durch den maigrünen Wald, der gleich oberhalb des Krankenhauses beginnt. Es musste in der vergangenen Nacht Gewitter gegeben haben, denn es standen überall Pfützen, in denen Vögel badeten und tranken. Wir sprachen über Renate und das schwere Leben, das sie gehabt hatte. Nach etwa einer Stunde kehrten wir zu ihr zurück und fanden die Lage unverändert vor. Eine sehr angenehme und unaufdringliche Psychologin tauchte auf und wir sprachen eine Weile mit ihr. Sie tat nicht so, als wüsste sie etwas und verschonte uns mit Ratschlägen und den üblichen Kalauern. Renates Atem ging nach wie vor raselnd und röchelnd. Nach ungefähr einer Stunde trat plötzlich eine spür- und hörbare Veränderung ein. Das Röcheln hörte auf und es wurde still im Zimmer. Der Atem ging noch, wurde aber flacher und nach ein oder zwei Minuten erstarb er ganz. Renate zuckte noch ein paar Mal, knurrte und bleckte die Zähne, als hätte sie letzte innere Kämpfe auszufechten. Dann war es vorbei, und die letzten Spuren von Leben wichen aus ihrem Körper. Sie war gestorben und tot.

Der Tod verurteilt zum Schweigen, die Leiche spottet der Sprache. Ein Mensch, der eben noch atmete und gegenwärtig war, verwandelt sich in schweigende, erkaltende Dinglichkeit. Wir aber reden weiter, als würde uns der Stimmenlärm vor dem Tod schützen. Ich ging zum Stationsbüro und informierte eine Krankenschwester, die an Renates Bett trat und routiniert erkannte, dass unsere Wahrnehmung richtig war. Sie schaltete den Tropf und die Sauerstoffzufuhr ab. U und ich saßen noch eine Weile an ihrem Bett, dann verabschiedeten wir uns und gingen.



*Bild von Michael Schwarzenberger auf Pixabay*

Für uns war es beide das erste Mal gewesen, dass wir das Sterben eines Menschen erlebt hatten, und wir waren von Renates robustem Kampf mit dem Tod beeindruckt. Eine gute Woche hatte sie - oder das Leben in ihr - ihm Widerstand geleistet und mit ihm gerungen, dann ergab sie sich und folgte ihm. Wohin ein Mensch geht, wenn er stirbt, wissen U und ich nicht. Die traditionellen religiösen Vorstellungen und Tröstungen stehen uns nicht mehr zur Verfügung. Früher hätte man am Bett eines gerade gestorbenen Menschen ein Gebet gesprochen. Wir behelfen uns mit ein paar hilflosen Sätzen. Nie spürt man den Verlust religiöser Formen deutlicher als in solchen Augenblicken. „Atheismus ist kein Ersatz für Religion“, hat Marx mal irgendwann und irgendwo gesagt und damit den Zustand der metaphysischen Obdachlosigkeit angedeutet, in den wir nach dem Tod Gottes geraten sind. Ich erinnerte mich an eine Passage

aus Arthur Koestlers Memoiren. Während seiner Zeit als Gefangener Francos wurde er von einem Mitgefangenen beim Hofgang gefragt, ob er sich vorstellen könne, wie es ist, wenn man tot ist? „Bevor wir geboren wurden, waren wir alle tot“, antwortet er. Was soviel heißen soll: Wir haben die Grenze zwischen Nichtsein und Sein schon einmal überschritten, wir sind gleichsam schon einmal „gestorben“, ins Leben hineingestorben. Wir kommen aus dem Nichts und verschwinden nach einer Weile, die wir „unser Leben“ nennen, wieder im Nichts. Diese Erkenntnis enthält mehr Wahrheit, als wir auszuhalten imstande sind. Deswegen gehen wir ihr für gewöhnlich aus dem Weg. Bei Beckett heißt es: „Sie“ – die Frauen – „gebären rittlings über dem Grab, der Tag glänzt für einen Augenblick, und dann von neuem Nacht.“

Im Treppenhaus standen zwei Pfleger und unterhielten sich über das am Abend bevorstehende Endspiel der Europa League, in das die Frankfurter Eintracht vorgedrungen ist. „Lebbe geht weider“, hat der Fußball-Philosoph und ehemalige Trainer der Eintracht Stepanovic mal gesagt. Und so ist es wohl auch. Drinnen stirbt ein Mensch und draußen geht alles seinen gewohnten Gang.



*Bild von Roland Rosenbauer auf Pixabay*

Auf dem Weg zurück nach Gießen entsann ich mich, dass ich vor vielen Jahren im Kontext der Arbeit an einem Buch zum Thema Tod einmal ein Gespräch mit einem Bestatter aus meiner Nachbarschaft geführt hatte. Den suchten wir nun auf. Mein ehemaliger Gesprächspartner lebte nicht mehr, aber wir trafen eine Mitarbeiterin an, die uns mit ihrer nüchternen Sachlichkeit und Routine eine echte Hilfe war. U und ich saßen hinter der Corona-Trennscheibe und waren froh, dass diese Frau uns viel von dem abnimmt, was nun zu erledigen ist. Einiges bleibt natürlich auch für U zu tun. Renate wird vom Bestattungsinstitut aus dem Krankenhaus geholt und ins Krematorium überführt. Wenn der Leichnam eingeäschert ist, wird ein Termin mit der Friedhofsverwaltung ausgemacht, der der Friedwald untersteht. U hat sich vorgenommen, ein paar Sätze zu sagen und wir suchen gemeinsam ein Musikstück aus. Wir haben uns

für eine Cello-Suite von Bach entschieden, die vom großen Pablo Casals gespielt wird. Die Begegnung mit diesen Cello Suiten verdanke ich dem Leipziger Cellisten Peter Bruns, der nach Casals Tod in den Besitz von dessen Instrument gekommen ist. Er hat im Januar 2011 im Butzbacher Gefängnis gespielt, unter anderem auch die von uns nun ausgewählte Suite. Ich habe ihn nach seinem Konzert an den Bahnhof gebracht und mich bis zur Ankunft seines Zuges angeregt mit ihm unterhalten.

\*

*„Wenn ich die Dinge nicht aufschreibe,  
wurden sie nicht vollendet, bloß erlebt.“*

*(Annie Ernaux)*

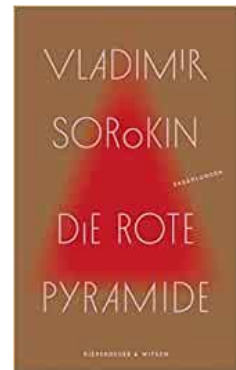
Ich habe heute Nacht schlecht geschlafen und bin dennoch extrem früh aufgewacht. Entsprechend geht es mir heute ziemlich mies. Ich bin fahrig, unkonzentriert und mein Kopf fühlt sich wattig an. Dazu kommt die schwüle Hitze. An Tagen wie diesen unterlaufen mir drei Mal soviel Schreibfehler wie gewöhnlich. Nach dem Frühstück bin ich zur Fahrradwerkstatt jenseits der Lahn gelaufen. Man hatte mir gemailt, das Rad sei fertig und abholbereit. Diesmal funktioniere die Schaltung wirklich. Ich war mit dem Chef verabredet, der aber nicht da war, als ich so gegen 11 Uhr eintraf. Ich ließ meinen Rucksack als Pfand zurück und unternahm eine Probefahrt zu meiner Badestelle. Das Rad lief wie geschmiert, wie man so sagt. Ich stieg über die Leiter am Steg in den Fluss und schwamm ausgiebig. Dann setzte ich mich zum Trocknen in die Sonne.



*Moskau – Roter Platz - Aquarell*

*Bild von press and auf Pixabay*

So gegen halb eins kehrte ich zur Werkstatt zurück. Der Chef war noch immer in einer Besprechung. Ich setzte mich vor der Tür in die Wiese und las im neuen Buch von Vladimir Sorokin, das *Die rote Pyramide* heißt. Auf dem Roten Platz steht eine Pyramide, von der das rote Rauschen ausgeht. Wladimir Iljitsch Lenin hat die Pyramide des roten Rauschens in Gang gesetzt. Von ihr gehen Schwingungen aus, die die Menschen mit dem roten Rauschen infizieren. Die Pyramide vibriert und verstrahlt ein rotes Rauschen. Wellenförmig geht es von ihm aus und überflutet alles ringsherum. Warum sollen die Menschen infiziert werden? Um ihre innere Ordnung zu stören und damit sie aufhören, Menschen zu sein. Ungefähr an dieser Stelle tauchte der Chef auf und ich musste meine Lektüre unterbrechen. Er erläuterte mir, was er gemacht hatte, um die Schaltung wieder funktionsfähig zu machen. Ersatzteile gebe es keine mehr und so habe die verschlissenen Elemente zurechtgefeilt. Wenn irgendetwas nicht stimmt, solle ich ruhig wiederkommen. Er habe ein Faible für solch alte Fahrräder und freue sich, wenn ihm ab und an mal eins zur Behandlung gebracht werde. Ich beglich die Rechnung und steckte zehn Euro in die Kaffeekasse. Dann trat ich den Heimweg an. Unterwegs erstand ich Rhabarberkuchen in meiner Lieblingsbäckerei, den ich dann mit meinem Freund und Verleger Wolfgang verpeiste.



Kiepenheuer&Witsch,  
2/2022  
192 S., 22,00 €  
ISBN: 978-3462053708

\*\*\*

**B**in noch immer durch den Wind, wie man so sagt. Die Bilder der Sterbenden verfolgen mich. Renates Sterben und Tod haben das Thema Sterben und Tod aus der Verdrängung gerissen und ins Bewusstsein treten lassen. Habe begonnen, mein Testament zu aktualisieren, das ich vor einigen Jahren aufgesetzt hatte, als ich zur Hüft-OP ins Krankenhaus gegangen bin.

Wir vergessen die Tatsache, dass wir das Leben verbrauchen „wie eine Sonne ihre Glut“, hat Max Frisch einmal gesagt. Wir aber tun so, als wäre die Glut unerschöpflich. Die Struktur unseres Alltagslebens baut auf der Verleugnung des Todes auf, der in ihm keinen Platz hat. Herausarbeiten, dass das einmal anders gewesen ist und wieder anders werden sollte, war das Anliegen eines Buches, das ich 1985 zusammen mit Marianne Gronemeyer im Focus-Verlag herausgegeben habe und das *Der Tod im Leben* heißt. Ein privater Grund, dieses Buch zu machen, bestand darin, dass ich mir den frühen Tod meiner Mutter aneignen musste. Mein Vater hatte versucht, ihn vor mir, dem Vierjährigen, zu verbergen, weil er annahm, ich würde auf diese Weise leichter darüber hinwegkommen. Die Seele hielt er für „eine Erfindung des Juden Freud“, und was ich nicht mitbekäme, würde keinen Einfluss auf mein Leben ausüben können. Genau das Gegenteil trat ein: Der Tod der Mutter, den ich nicht miterleben durfte, legte sich auf mein Leben und drohte es mir gänzlich zu entfremden. Gerade durchs Verschweigen

wurde er zum beherrschenden Thema. Irgendwann musste ich mich mit dem Tod der Mutter und dem Thema Tod beschäftigen. In meinem Einleitungstext habe ich damals wie folgt argumentiert:

Wie umgehen mit dem „unwillkommenen Wissen“ (Norbert Elias) um unsere Sterblichkeit? Es birgt mehr Wahrheit, als wir kleinen überspannen Säugetiere aushalten. Der moderne Mensch ist ein Vollwaise: er trennt sich nicht nur von der „Mutter-Natur“, sondern reißt sich auch von der Hand „Gott-Vaters“ los. Damit gewinnt der Mensch auf der einen Seite an Autonomie, auf der anderen verliert er jedoch an Geborgenheit und Trost. Die Netze der Religion fangen einen jetzt nicht länger auf, wenn man fällt. Der neuzeitliche Mensch ist also in gewisser Weise trostlos. Die Not des unbehausten Menschen wird zum Motor dessen was man Fortschritt nennt. Oder frankfurterisch formuliert: inmitten der Sinn- und Trostlosigkeit bleibt nur blinde Selbsterhaltung. Blaise Pascal hat das an der Schwelle zur Moderne bereits hellichtig erkannt. Aktivitäten aller Art und Zerstreuungen sind für ihn Mittel, der Verzweiflung und inneren Leere zu entgehen und dem Nachdenken über sich selbst auszuweichen.

**Der Mensch gewinnt auf  
der einen Seite  
an Autonomie, auf  
der anderen verliert  
er jedoch an  
Geborgenheit und Trost**

Ohne die Hoffnung auf eine wie auch immer geartete Transzendenz birgt das Wissen um die eigene Sterblichkeit mehr Wahrheit, als der Mensch auszuhalten imstande ist. Also verleugnet er es und entwickelt als Stütze dieser Verleugnung einen säkularen Optimismus, der davon ausgeht, dass es im Diesseits immer besser, schöner, größer, gesünder wird. Er schafft sich Ersatztransendenzen wie Geld, Eigentum, Konsum, Familie, Tourismus und so weiter und betäubt sich mit pausenloser Arbeit. Arbeit ist Kampf gegen den Tod, die Akkumulation von toten Dingen nährt die Unsterblichkeitsillusion. Schließlich wird der Mensch selber wie ein Ding, sein Leben zu einem Tod im Leben.

Der Tod wird aus dem Leben verbannt und wandert an die Ränder. Die Welt des Konsums, der Arbeit und des Feierns soll von ihm verschont bleiben. Alte und hinfällige Menschen werden ghettoisiert und ausgelagert. Die jungen, erfolgreichen Geldverdienermensen wollen mit Alter, Krankheit und Tod nicht behelligt werden. Sie leben in einer synthetischen Welt der Schönheit und gestylten Körper. Gestorben wird anderswo, in Krankenhäusern und Hospizen.

**Der Tod wird aus dem  
Leben verbannt und  
wandert an die Ränder**

\*\*\*

*„Man braucht nicht kriminell zu sein, pflegen die anständigen Leute zu sagen. Das erinnert an Leute mit gesunden Lungen, die dann sagen: Man braucht nicht tuberkulös zu sein.“*

*(Sacha Guitry)*

**A**m 21. Mai, einem Samstag, bin ich mit meinen Freunden Reinhard und Herbert nach Korbach gefahren, um an der Gedenkveranstaltung an den Postraub teilzunehmen, die dort anlässlich des 200. Jahrestages des Überfalls auf das Geldkärnchen stattfand, das zwischen Gladenbach und Gießen verkehrte. Da wir auf dem Hinweg am Ort Mornshausen vorüberkamen und noch etwas Zeit hatten, beschlossen wir, uns den Hohlweg anzuschauen, in dem sich der Überfall am 19. Mai 1822 ereignete. Ich hatte den Tatort letztes Jahr bereits einmal besichtigt und auch darüber berichtet ([Teil 36 der DHP](#)). Dann fuhren wir weiter Richtung Korbach, das circa 25 Kilometer entfernt Richtung Biedenkopf liegt. Die acht Gelegenheitsräuber hatten die Strecke am Tattag in einem fünfstündigen nächtlichen Fußmarsch zurückgelegt. Herbert hatte das Navigationssystem in Gang gesetzt, und wir verließen uns dummerweise auf die Anweisungen, die uns eine Frauenstimme erteilte. Wir landeten irgendwo, aber nicht in Korbach. Nach einigen Um- und Abwegen und Befragung von „lebenden Navigationssystemen“, das heißt richtigen Menschen, fanden wir endlich mit einer halbstündigen Verspätung die Schutzhütte am Rande von Korbach. Ungefähr einhundert Menschen hatten sich eingefunden, das ist beinahe die Hälfte der Einwohner des Ortes. Zunächst wurden Teile eines Theaterstücks noch einmal aufgeführt, das im Jahr 2005 anlässlich eines Dorffjubiläums entstanden war und uraufgeführt wurde. Gespielt wurden von Laiendarstellern aus dem Dorf zentrale Episoden des Tatgeschehens. Im Anschluss präsentierte Wolfgang Platt seinen Bilderzyklus zum Postraub in der Subach. In den letzten sechs oder sieben Jahren hat er sieben Bilder gemalt, die einzelne Stadien des Geschehens zeigen, die er dem Publikum erläuterte. Im Anschluss wurden Getränke und Bratwürstchen gereicht. Hier auf dem Land ist die Welt noch in Ordnung, und es wird keine Rücksicht darauf genommen, dass es Vegetarier und Veganer gibt. Wahrscheinlich gibt es hier noch keine. Nach drei Stunden drängte Herbert zum Aufbruch, und wir traten die Heimreise an. Jetzt fanden wir die richtige Route auf Anhieb.

Irgendetwas hatte mich an der Veranstaltung befremdet, aber ich konnte es zunächst nicht in Worte fassen. Es war lediglich ein diffuses Nachgefühl. Erst im Laufe der Nacht und des nächsten Morgens begann ich zu begreifen, was es war. Es war, um es kurz anzudeuten, die Betonung der widrigen äußeren Umstände und der Not, in der die Gelegenheitsträuber zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebten. Als hätten die Umstände die Tat begangen und nicht die acht Räuber. Diese sind ihre Vorfahren, stammten aus Korbach oder einem der Nachbardörfer. So kann man verstehen, dass es das Bestreben der Dorfbewohner und Nachfahren ist, die Tat als eine Art Notwehr erscheinen zu lassen, die sie natürlich zu Anteilen auch gewesen ist. Aber eben nur zu Anteilen ...



In der Schlusszene des Theaterstücks wird dargestellt, wie der Criminalrichter Danz, der die Ermittlungen leitete und die Todesurteile fällte, von seinem Sekretär Carl Franz in den Ruhestand verabschiedet wird. Der Richter ist am Ende seiner Amtszeit milde gestimmt und verweist im Gespräch mit seinem Sekretär auf die widrigen Umstände, die das Verbrechen hervorgebracht haben. Er redet ein wenig im Ton von Georg Büchners Hessischem Landboten oder des Woyzeck, den man ja auch im Film von Schlöndorff heraushören kann. Es scheint in dieser Szene, als würde der scheidende Richter sein hartes Urteil aus dem März 1824 bereuen und als würde er inzwischen eher die Umstände unter Anklage stellen als die armen Leute von Korbach. Dabei muss Richter Danz als Jurist natürlich wissen, dass sich im Stande eines vollkommenen, lückenlosen Determinismus Fragen der Schuld erübrigen und Kriterien des Guten und des Bösen ihren Sinn verlören. Ein zu seinem Handeln genötigter Angeklagter kann nicht verurteilt werden, weil er keine Wahl hatte. Man muss die Wahl haben, sich zwischen Gut und Böse zu entscheiden. Wer sich unter dieser Voraussetzung bewusst für „das Böse“ entscheidet, kann schuldig gesprochen werden.

**Ein zu seinem Handeln  
genötigter Angeklagter  
kann nicht verurteilt  
werden, weil er keine  
Wahl hatte**

Schon bei meinem ersten Besuch in Korbach war ich erstaunt darüber, welche Bedeutung man dort dem Ausbruch des Vulkans Tambora in Indonesien im Jahre 1815 beimaß. Riesige Mengen Asche und Staub waren in die Atmosphäre geschleudert worden und hatten fast auf dem ganzen Globus für klimatische Veränderungen und Missernten gesorgt. Das Jahr 1816 ging aus diesem Grund als „Jahr ohne Sommer“ in die Geschichte ein. Auch im hessischen Hinterland schneite es bis in den Sommer hinein, die Ernte verfaulte auf den Feldern und es mangelte auf Jahre an Saatgut. „Eigentlich hat der Tambora das Geldkärrnchen überfallen“, sagte Herr Platt damals mit einem ironischen Schmunzeln. Es ist unbestreitbar, dass sich durch den Vulkanausbruch und seine Folgen die ohnehin elende Lage der Kleinbauern, die erst ein paar Jahre zuvor aus der Leibeigenschaft entlassen worden waren, noch einmal zusätzlich verschlechterte. Aber erklärt das wirklich diese Tat? Gibt es da einen unabweisbaren kausalen Zusammenhang? Der Arbeiterbewegungsmarxismus der *Zweiten Internationale* neigte dazu, die Reformation und die Bauernkriege mit Entwicklungen der flandrischen Wollpreise zu „erklären“. Karl Kautsky, einer der theoretischen Köpfe der deutschen Sozialdemokratie, sagte zum Beispiel: „So ist denn die Reformation nichts anderes als der ideologische Ausdruck für tiefgehende Veränderungen auf dem europäischen Wollmarkt.“ Was mich an „Erklärungen“ dieser Art stört, ist die Leugnung der Willensfreiheit der Täter. Als hätten die Umstände ihnen keine andere Wahl gelassen, als wären die rebellierenden Bauern oder unsere acht kombacher Räuber nur ausführende Organe eines unverrückbaren Schicksals, dem sie nicht entkommen konnten. Der lückenlose Determinismus beraubt die Täter ihrer Freiheit, die Tat zu wollen und dann auch zu begehen. André Gide hat möglicherweise Recht, wenn er

sagt, dass nur der „acte gratuit“, also eine grundlose Tat, von Freiheit zeugt. Jede Determination schränkt diese ein. Der Überfall auf einen staatlichen Geldtransport ist ja auch ein Akt des Widerstands, der Rebellion und der Befreiung. Das Glück, das die Täter nach dem gelungenen Coup empfunden haben mögen, kommt in der Erklärung der Tat durch die Umstände nicht vor. Freilich werden sich schon auf dem Rückweg nach Kombach die alten Sorgen und Ängste wieder geltend gemacht haben. Dazu kamen nun neue Sorgen: Wird es gut gehen, werden die Täter unentdeckt bleiben können?



*Die Rückkehr*  
von Wolfgang Platt  
Foto: Götz Eisenberg

Auf Wolfgang Platts Bild *Die Rückkehr* kann man die „Melancholie der Erfüllung“ sehen, die sich der Räuber auf dem Weimweg nach Kombach bemächtigt. Eine Gestalt des Glücks ist wahrscheinlich David Briel, der fliegende Händler, der nach der Aufteilung der Beute sein Bündel schnürt, über die nächste Grenze geht und sich dem Zugriff der Fahnder entzieht. Er soll eine Überfahrt in die USA gewagt und dort sein Glück gemacht haben. Es existiert ein Brief von ihm, in dem er einem zu Hause gebliebenen Verwandten erzählt, wie sein neues Leben in Amerika aussieht.

Nochmal zu meinem Unbehagen. Kausalität und Freiheit bilden einen dialektischen Zusammenhang. Reißt man die beiden Pole auseinander, indem man nur die Freiheit des Willens be-

tont oder die Bedingtheit des Handelns der Täter, zerstört man diese Einheit und diesen komplexen Zusammenhang. In der Realität wird man selten auf die reine Form dieser Extreme stoßen, eher auf Mischungsverhältnisse. Trotz aller Bedingtheit durch die Umstände behalten die Menschen einen gewissen Spielraum für eigene Entscheidungen. „Ich bin davon überzeugt, dass der Mensch immer etwas aus dem machen kann, was man aus ihm macht. Heute würde ich den Begriff der Freiheit folgendermaßen definieren: Freiheit ist jene kleine Bewegung, die aus einem völlig gesellschaftlich bedingten Wesen einen Menschen macht, der nicht in allem das darstellt, was von seinem Bedingtheit herrührt“, heißt es irgendwo bei Sartre.

**Trotz aller Bedingtheit  
durch die Umstände  
behalten die Menschen  
einen gewissen  
Spielraum für eigene  
Entscheidungen**

Irgendwann begriff Sartre, dass die Freiheit, die er in der Zeit des Krieges gegen Nazi-Deutschland und der Résistance verabsolutierte, auf Grenzen und Hindernisse stößt. Dennoch beharrte er darauf, dass man als Erwachsener für sich verantwortlich ist, selbst wenn die Handlungen durch etwas einem Äußerliches hervorgerufen werden.

Es ist kompliziert und wenig eindeutig. Die eine Seite lautet: Du bist frei zu entscheiden und zu wählen. Die andere ist die: Gibt es in dieser verfälschten und entfremdeten Welt eine einzige Tat, von der wir in aller Ruhe sagen könnten: *Ich* habe sie getan? Müssten wir nicht ehrlicherweise sagen: *Es* hat sie getan, ich war nur tatbeteiligt. Aus diesem sich verfilzenden widersprüchlichen Mechanismus kommt man lebend nicht heraus, das heißt: So lange wir leben, werden wir mit diesen Widersprüchen leben müssen. Es stimmt beides: Wir sind frei, und wir sind bedingt und geprägt. Was ich eigentlich nur sagen wollte, ist, dass dieser Zusammenhang gestern in Korbach verloren ging. Es scheint einfacher zu sein, der Nachfahre eines schuldlos schuldig Gewordenen zu sein als der eines Menschen, der sich entschieden hat, eine Straftat zu begehen. Zumal viele denkentwöhnte oder denkfaule Leute mit der Kategorie der Wahlfreiheit nicht viel anfangen können. Entscheidet sich einer oder eine dafür ein Verbrechen zu begehen, halten sie das lieber für einen Ausdruck einer „bösen Gesinnung“ oder einer ominösen „kriminellen Energie“ als von Freiheit. Alles andere wäre gefährlich und verströmte den Ludergeruch der Anarchie. Wer die Täter zu Anhängseln der äußeren Umstände macht, verdoppelt deren reale Verdinglichung und tut ihnen noch einmal an, was ihnen von den Verhältnissen eh schon angetan wurde und wird. Noch in der Auflehnung bleiben sie Opfer der Verhältnisse. Bei den acht Räufern aus Korbach müsste man in jedem Einzelfall austarieren, wie sich das Verhältnis von Freiheit und Determination jeweils gestaltet. Ich hatte schon die Vermutung ausgesprochen, dass der Freiheitsgrad beim fahrenden Händler Briel am größten gewesen sein wird. Die drei männlichen Mitglieder der Familie Geiz waren bekannte und berühmte Wildddiebe, und man kann vermuten, dass sie in etwa wussten, worauf sie sich bei einem Überfall auf das Geldkörnchen einlassen. Über die anderen wissen wir zu wenig, um

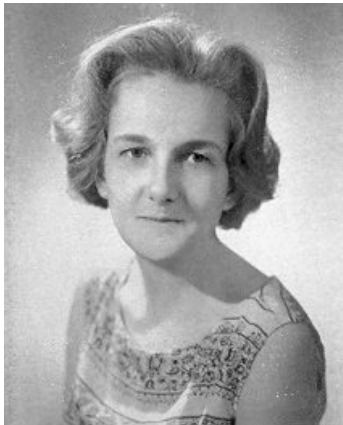
diese Einschätzung vornehmen zu können. Woran ich aber immer festhalten würde: Die Tat ist ein Moment der Freiheit, das Aufsprengen des Kontinuums aus Folgsamkeit, Unterwerfung und Fatalismus. Die Revolution, die nach Meinung der marxistischen Schulmeister sie einzig aus ihrem Gefängnis hätte befreien können, hat bis heute nicht stattgefunden und wird womöglich auch nie mehr stattfinden. Sie waren so vermessen, zu Lebzeiten eine Veränderung ihrer Lebensumstände anzustreben und ihnen auf eigene Faust entkommen zu wollen. Vom Katheder der marxistischen Oberlehrer betrachtet waren Bauern unsichere Kantonisten. Sie galten als unfertige Proletarier, denen das richtige Bewusstsein noch abging. Bauern kamen wie andere Zwischen- und Übergangsschichten im starren Klassenschema des Vulgärmarxismus nicht vor. Sie würden im Zuge der kapitalistischen Entwicklung und der Industrialisierung der Landwirtschaft verschwinden und im Heer der Arbeitermassen aufgehen. Erst als ehemalige Bauern kann der Marxismus etwas mit ihnen anfangen. Bei Lichte besehen eigentlich auch dann nicht. Denn das Proletariat wurde zur Fußtruppe der geschichtlichen Notwendigkeit degradiert, Arbeiter galten als Soldaten eines links gewendeten Weltgeistes. Ich kann nur immer wieder eine Bemerkung von Friedrich Pollock zitieren: „In den Marxschen Begriffen stimmt etwas nicht.“ Wir müssen endlich herausfinden, was das ist, was da nicht stimmt. Sonst ist unsere Sache auf immer und ewig verloren. Habe seit Jahren das Gefühl, an lauter losen Enden geschichtlicher und biographischer Fäden zu hängen, die sich zu nichts halbwegs Sinnvollen mehr verknüpfen lassen.

**Das Proletariat wurde zur  
Fußtruppe der geschichtlichen  
Notwendigkeit degradiert,  
Arbeiter galten als Soldaten  
eines links gewendeten  
Weltgeistes**

\*\*\*

**G**estern Abend sah ich im *Arte Journal* eine Reportage aus dem Donezbecken. Eine alte Frau mit Kopftuch stand vor den Trümmern ihres Hauses und fragte fassungslos: „Ist Russland nicht groß genug für sie? Warum töten sie Menschen? Ich bete zu Gott, damit er den Russen den Verstand zurückgibt.“

\*\*\*



Rossana Rossanda  
dati.camera.it, [CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/),  
unverändert via Wikimedia  
Commons,

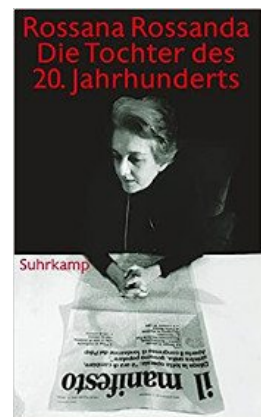
„Hantierte ich mit einem Begriff, aus dem die Zeit schon ausgeflossen war?“

(Rossana Rossanda)

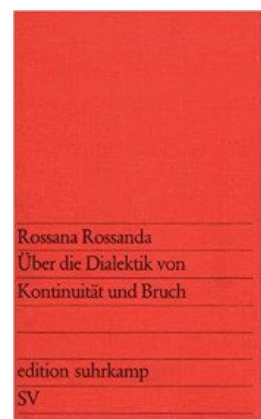
**E**in glücklicher Zufall, die es ja noch gibt, hat mir vor ein paar Tagen ein altes Suhrkamp-Bändchen mit Texten von Rossana Rossanda zugespielt. *Einmischung* heißt der Band, der neben zahlreichen Radiogesprächen mit Frauen einer längeren Essay von ihr enthält, in dem sie Auskunft über ihre intellektuelle und politische Entwicklung bis Ende der 1970er Jahre und ihre Einstellung zum Feminismus gibt. Sie werde ihr Leben, so prophezeite es sich Rossana Rossanda selbst einmal, mit einer Niederlage und in persönlicher Einsamkeit be-

enden. So ist es dann auch gekommen. Sie ist im Jahr 2020 im Alter von 96 Jahren in Rom gestorben. Ich habe Rossana Rossanda immer gemocht, ja verehrt. Die Bekanntschaft mir ihr, genauer: ihren Schriften verdanke ich Walter, einem Genossen vom Revolutionären Kampf (RK) in Frankfurt, der in den 1970er Jahren in Gießen am soziologischen Institut einen Lehrauftrag wahrnahm. Walter versorgte uns mit Material aus den italienischen Debatten jener Jahre. Der RK orientierte sich inhaltlich an Gruppen wie Lotta Continua und Il Manifesto und den Klassenkämpfen in Norditalien, die sich in jeden Jahre zuspitzten und radikalisierten.

Walter ist irgendwann spurlos verschwunden. Irgendwann ging das Gerücht um, man habe Überreste seines Körpers in einem Schweizer Eisenbahntunnel gefunden. Walter brachte eines Tages ein Bändchen aus dem Merve-Verlag mit, das *Notwendigkeit des Kommunismus* hieß und so etwas wie die Plattform der Manifesto-Gruppe darstellte. Die Stimme von Rossana Rossanda ist aus dem mehrstimmigen Chor des Kollektivs deutlich herauszuhören. Die Themen Niederlage und Scheitern der Linken klingen in dem Bändchen bereits deutlich an, das dieser Tage den Weg zu mir fand. Ich war erstaunt, bei ihr bereits auf die Metapher von den „losen Enden“ zu stoßen, die ich gerade verwendet hatte: „Gewiss werden wir uns nicht retten, wenn wir die Fäden unseres zerrissenen Gewebes nicht wieder zusammennähen. Aber ich muss wissen, dass nicht die korrupten Schneider es sind, die es porös machen, sondern die neuen Wahrheiten, die sich mühsam Bahn brechen und die wie alles Neue besu-



Suhrkamp Verlag  
(10/2007), 475 S., 24,90 €,  
ISBN: 978-3518419366



Suhrkamp Verlag  
(1/1975) Tb, 305 S., 7,46 €,  
ISBN : 978-3518006870

delt, zerknittert und schreiend ans Licht kommen. Ich will sie alle begreifen, alles wissen. ... Doch wo man auch beginnt, es ist zu viel, was getan werden muss. Und mit wem man es auch beginnt, es sind zu wenige, die dabei mitmachen.“ So war es für Rossana bereits Ende der 1970er Jahre, und so ist es bis heute geblieben. Bloß dass es gegenwärtig noch weniger geworden sind, die beim Projekt eines Neuanfangs mitmachen. Was für eine angenehm klare Prosa Rossana Rossande schreibt! Da findet sich keine kapriziöse Begriffsakrobatik, keine Phrasen und Parolen, keine marxistische Scholastik, sondern das Bemühen, Probleme zu benennen und, wenn möglich, einer Lösung näherzubringen. Immer sind bei ihr Freiheit und Glück zusammen gedacht. Warum sollte man die Revolution anstreben, wenn nicht um des Glückes willen? Wie kam es, dass eine hier noch so lebendige Pflanze verdorren konnte?

Wenn es mir gelungen ist, eure Neugierde zu wecken, empfehle ich euch zwei der zahlreichen Bücher von Rossana Rossanda. Einmal ihre Autobiographie *Die Tochter des 20. Jahrhunderts*, die 2007 bei Suhrkamp erschienen ist. Und dann den Band, der den größten Einfluss auf die westdeutsche Linke der 1970er Jahre ausgeübt hat: *Über die Dialektik von Kontinuität und Bruch*.

\*\*\*



Bild von kalhh auf Pixabay

**E**in 18-Jähriger hat in einer Grundschule im US-Bundesstaat Texas das Feuer eröffnet und mindestens 19 Schulkinder und zwei Erwachsene getötet. Am Morgen hatte er auf seine Großmutter geschossen, dann hatte er das Auto bestiegen und war zu der Grundschule in der Kleinstadt Uvalde gefahren. Er soll von den Sicherheitskräften

erschossen worden sein. Horribile dictu, aber solche Massaker an Schulen gehören in den Vereinigten Staaten von Amerika zur blutigen Folklore. Solange man nicht energisch gegen die Verfügbarkeit von Waffen aller Art vorgeht, wird sich daran auch nichts ändern.

Die jüngste Tat erinnert vom Ablauf und der großen Zahl der Opfer her an ein Schulamoklauf aus dem Jahr 2012. Damals erschoss der 20 Jahre alte Adam Lanza im kleinen Städtchen Newtown im Bundestaat Connecticut erst seine Mutter, dann fuhr er mit deren Auto in die Sandy-Hook-Grundschule, an der die Mutter gearbeitet und die er selbst vor Jahren besucht hatte. Dort erschoss er 20 Kinder und sechs Lehrer. Anschließend brachte er sich selbst um. Die getöteten Kinder waren fünf bis zehn Jahre alt. Alle drei benutzten Waffen seien legal erworben worden und auf den Namen der Mutter registriert.

Die BILD-Zeitung verbreitet wieder einmal ein Foto des Täters. Seit Langem ist man sich unter Fachleuten und seriösen Presseleuten einig, dass man keine Bilder der Täter verbreiten sollte, weil das der Heroisierung der Täter Vorschub leistet und den medialen Narzissmus potenzieller Nachahmer stimulieren kann. Man sieht einen Jüngling mit langen Haaren, weichen Gesichtszügen und vollem Mund. Er war äußerlich Jim Morrison nicht unähnlich, der allerdings über andere Mittel verfügte, seine Kränkungen auszudrücken und wegzuarbeiten. Wir haben es in Uvalde offenbar mit einem dieser Milchgesichter zu tun, die der Welt zeigen wollen, was für kaltblütige und harte Kerle sie sind. Ein häufiges Motiv für Gewalttaten junger Männer ist die Abwehr von Selbstzweifeln an der eigenen männlichen Identität. Viele junge Männer werden von der geheimen Sorge umgetrieben, es könnte zu viel Weiblich-Mütterliches an und in ihnen sein. Diese Angst soll durch Gewalt und machohaftes Gebaren abgewehrt werden. James Ellroy hat es in seinem Roman *Die Rothaarige* so beschrieben: „Unsere Entschlossenheit zur Gewalttätigkeit bewies, dass wir keine Schwuchteln waren.“

### **Trump forderte mehr Waffen an Schulen und eine Bewaffnung der Lehrer**

Nach dem Amoklauf von Uvalde, der sich am Dienstag, dem 24. Mai ereignete, trifft sich am darauffolgenden Freitag die Waffenlobby-Organisation NRA - ebenfalls in Texas. Unter den Teilnehmern an diesem Jahrestreffen befindet sich auch der Waffenbefürworter und Putschist Donald Trump. Er nahm nicht nur teil, er war der bejubelte Hauptact. Trump forderte mehr Waffen an Schulen und eine Bewaffnung der Lehrer. Bei solchen Gelegenheiten erkennt man die Hauptbruchlinie, die durch die USA geht und sich politisch im Spannungsfeld von Demokraten und Republikanern ausdrückt.

\*\*\*



*Bild von David Mark auf Pixabay*

**G**estern Abend sah ich auf Arte eine Reportage über die *Straße der Achttausender*, die durch die atemberaubende Hochgebirgslandschaften von Pakistan, Tibet, Nepal und Indien führt. Das Filmteam begleitet zu Beginn einen Mann aus Baltistan, dem sogenannten Kleintibet, zu einem Hochplateau, von dem aus man vier dieser achttausender Berge sehen kann. Unterwegs wird über dies und das geredet. So kommt die Sprache auch auf das Thema Kriminalität. Er sagt sinngemäß: „Hier tut niemand etwas Böses, denn hier kennt jeder jeden. Wer etwas Böses tun würde, würde sofort auffliegen. Also tut niemand etwas Böses.“ Die Gesellschaft, wenn man im soziologischen Sinne überhaupt von „Gesellschaft“ sprechen kann, ist eine enge und überschaubare „Gemeinschaft“, in der die Spielräume für „abweichendes Verhalten“ denkbar eng oder gar nicht vorhanden sind. Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, also das sogenannte „Dorfauge“ überwachen und kontrollieren das Verhalten jedes Einzelnen und setzen seinen individuellen Entfaltungsmöglichkeiten enge Grenzen. Abweichungsmöglichkeiten entwickeln sich erst in den Städten mit ihrer Anonymität und dem hohen Prozentsatz von Fremden, die kaum einer sozialen Kontrolle unterworfen sind. „Die Stadt drängt zum Verbrechen“, hieß es zur Zeit der Verstädterung in konservativen Kreisen. Die Stadt galt als Ort des Verbrechens, der Ausschweifung und Verführung. Wer vom Land zuwanderte, konnte dort leicht auf Abwege geraten und unter die Räder kommen. Zeitgenössische Psychiater wie Emil Kraepelin verwiesen auf den hohen Anteil von ländlichen Zuwandern unter den Irrenhaus-Insassen. Eine Lehre, die daraus gezogen werden konnte und die angesichts der Massenmigration auch heute noch Aktualität besitzt, lautet: Die traditionellen, überschaubaren Gemeinschaften konnten durch ihre beinahe lückenlose Überwachung des Einzelnen in einer Weise konformes Verhalten erzwingen, zu der eine moderne, anonyme Gesellschaft nicht in der Lage ist. Es folgte sozialpsychologisch eine Epoche, in der man den Versuch unternahm, die schwächer werdenden äußeren Kontrollen ins Innere der Menschen zu verpflanzen. Das Über-Ich sollte sich als innere Selbstzwang-Apparatur etablieren und die Menschen dazu veranlassen, aus freien Stücken das „Richtige und Gute“ zu tun und das „Falsche und Böse“ zu unterlassen. Dieses Modell der Innensteuerung des Verhaltens gerät seit einiger Zeit in die Krise und funktioniert immer weniger, weil die Bedingungen seiner Entstehung nicht mehr vorliegen oder schwächer werden. Also wird und muss erneut Außensteuerung auf den Plan treten. Am Horizont auch der sogenannten liberalen Demokratien zieht das Gespenst der digitalen Kontrollgesellschaft herauf, die sich in China bereits zur vollen Blüte entwickelt hat. Ihr weltweiter Siegeszug scheint unabwendbar. Die Überwachungskamera mit Gesichtserkennung tritt an die Stelle des Dorfauges. Anders wird man das Verhalten einer zunehmend bindungslosen und diversen Massenbevölkerung nicht steuern und kontrollieren können. Ich

**Am Horizont der  
sogenannten liberalen  
Demokratien zieht das  
Gespenst der digitalen  
Kontrollgesellschaft  
herauf**



möchte in einer solchen Gesellschaft nicht leben, aber die Entwicklung richtet sich nicht nach meinen Wünschen.

Heute Nacht haben Vatertags-Vandalen ein Schild mit dem Fahrradstraßensymbol aus der Verankerung gerissen und auf den Gehsteig geworfen: „Freie Fahrt für freie Männer! Weg mit diesen grün-alternativen Fahrrad-Schwuchteln!“ Das scheint neuerdings das Klientel der FDP zu sein: junge Männer mit hohem Einkommen und PS-starken Automobilen. Wäre die Straße mit Überwachungskameras ausgestattet, stünde das Schild noch oder man könnte mindestens die Täter dingfest machen. Um es nochmal deutlich zu sagen: Ich wünsche mir so etwas nicht, aber anders scheint der Zerfall der Gesellschaft nicht aufzuhalten sein. Ob er es mit digitaler Überwachung sein wird, ist allerdings ebenfalls fraglich.

\*\*\*

*„Alles, was über den Tod gelogen wird, dreht mir den Magen um. Das ewige Leben. Leben nach dem Tode. Jüngste Gerichte, Sphären, Himmel und Hölle. Nichts als widerliche, dumme, winselnde Lügen. Die Wirklichkeit ist der obszön grinsende Tod.“*

*(Sándor Márai)*

U s Schwester war vor ihrer Verlegung auf die Intensivstation ein paar Tage in einem Pflegeheim in ihrem Heimatdorf untergebracht. Gestern sind wir dorthin gefahren, um ihre dort zurückgelassenen Sachen abzuholen. Dieser kurze Aufenthalt hat mir die Dringlichkeit, eine Exitstrategie zu entwickeln, noch einmal dringlich vor Augen geführt. In einer Aufenthaltszone vor dem Speisesaal saß eine Frau im Rollstuhl und vollführte mit den Händen eigenartige Bewegungen, über die sie nichts vermochte. Es war als dirigiere sie einen Chor. Die Bewegungen, die sie mal mit der rechten, mal mit den linken Hand ausführte, erinnerten mich an James Last. Neben ihr saß ein völlig apathischer alter Mann, aus dem jedes Lebens bereits gewichen schien. Im angrenzenden Speisesaal rief jemand mit schriller Stimme wiederholt nach seiner „Mutti“. Eine Frau rollte in ihrem Rollstuhl vorüber und sagte: „Alles nass hier, alles nass!“ Lauter Greise und Greisinnen, die nicht mehr leben, und nur noch existieren und auf den Tod warten. Während ich wartete, dass U zurückkäme, wurde mir immer klarer, dass ich *das* nicht erleben möchte: „Alles lieber, nur das nicht.“ Robuste Pflegekräfte durchquerten den Raum und sprachen in einem rauen Ton mit den sogenannten Patienten. Es herrschte im ganzen Haus ein unerträglicher Gestank - eine Mischung aus Bohnerwachs, Desinfektionsmitteln, Essensdunst und Körperausdünstungen und -sekreten. Als wir wieder im Auto saßen, waren wir uns schnell einig, dass wir unbedingt vermeiden müssen, mal in so einer Einrichtung zu landen. Aber wie stellt man das an? Wie kommt man an Natrium-Pentobarbital, das einen halbwegs moderat ins Jenseits befördert? Eigentlich hat das Bundesverfassungsgericht 2020 ein Urteil gefällt, dass die Regierung angewiesen hat, eine gesetzliche Regelung zu treffen,

die jedem Bürger ein selbstbestimmtes Sterben ermöglichen soll. Man solle dann zum Arzt gehen und diesen um Hilfe bitten können. Bis heute ist da aber nichts geschehen. Man drückt sich, eine verbindliche Regelung zu treffen. Der Staat tut sich schwer, die Kontrolle über unser Leben und Sterben zu lockern. Es ist, als fürchte man irgendwelche Dammbürche, wenn dem Staat die Verfügung über die Bedingungen unseres Lebens und Sterbens entgleitet. Tatsächlich kann man sich fragen: Welche Macht hat man über jemanden, der Tod und Sterben nicht fürchtet, sondern selbstbestimmt darüber verfügen kann? Wie soll man den bei der Stange und unter Kontrolle halten? Im Zentrum der Machttechniken steht die Bewirtschaftung der Ängste, und die Mutter aller Ängste ist die vor Sterben und Tod. Wer den Tod nicht fürchtet, entzieht sich der Kontrolle und Unterwerfung.

\*\*\*

**D**iese Gesellschaft wirkt zunehmend gesichts- und geschichts- und konturlos. Es verflüssigt sich alles, die Menschen büßen ihre vormaligen Gewissheiten und ordnenden Gefüge ein. Es gibt keinen gemeinsamen Nenner mehr, auf den man etwas bringen könnte. Vor lauter Diversität geht das Gemeinsame flöten. Vielfalt ist schön und gut, aber eine Gesellschaft benötigt eine von der Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder geteilte halbwegs homogene Wertsphäre und eine für alle verbindliche symbolische Ordnung, sonst zerfällt sie. Das findet unter unseren Augen statt. Jeder tut, was er will und worauf er Lust hat, kaum jemand weiß noch, was „sich gehört“ und handelt danach. Was bleibt, ist der Konsum, der aber seinem Wesen nach nihilistisch ist, keinen Zusammenhalt herstellt und keine stabile moralische Ordnung stiftet. Was verbindet Leute, die konsumieren? Die Erfahrung der Ausbeutung in der Fabrik stiftete eine Form der Solidarität, der Konsum serialisiert und zerstreut. Die „westliche Wertegemeinschaft“, die seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine wieder einmal unablässig beschworen wird, besteht bei Lichte besehen aus einem Zugleich von Traditionsverlust, Entwurzelung und konsumistischem Nihilismus. Es wird so getan, als läsen unsere Mitbürger massenweise die Buddenbrooks, hörten Bach-Fugen und betrachteten Bilder von Max Beckmann. Die Wirklichkeit besteht aus Smartphone-Wischen, läppischen Whatsapp-Nachrichten, Oettinger-Bier, Marlboro Light, RTL 2 und Bild-Zeitung. Alles, was geblieben ist, ist eine wahrheitsvergessene Konsumkultur und das Bestreben, um jeden Preis aufzufallen. Die Grund- und Freiheitsrechte, die im Grundgesetz formuliert sind, sind in den Denk-, Gefühls- und Affektgewohnheiten „des Volkes“ nicht sonderlich stabil verankert. Die meisten wissen gar nicht, was das sein soll. Sie kennen nur ihr vermeintliches Recht zu feiern und sich tätowieren zu lassen. Wer wissen

**Die „westliche Wertegemeinschaft“, besteht aus einem Zugleich von Traditionsverlust, Entwurzelung und konsumistischem Nihilismus**

möchte, wie diese Gesellschaft beschaffen ist, schaue sich eins ihrer letzten Rituale an: einen dieser grässlichen Junggesellenabschiede. Unsere Straße ist in den letzten Nächten mehrfach von dieser Landplage heimgesucht worden, inklusive durchdringendes Partygeheul, das offensichtlich zu einer neuen Seins-Vergewisserung geworden ist. Das Problem besteht im Kern darin: Wenn über den gesellschaftlichen Zusammenhalt intensiv geredet wird, ist es bereits zu spät. Eine intakte, gut integrierte Gesellschaft muss nicht über das diskutieren, was sie zusammenhält. Der Zusammenhalt ist einfach da – wie die Luft, die man atmet.

\*\*\*

**G**estern habe ich einen Freund im dörflichen Umland besucht. Er hilft mir bei der Steuererklärung, an der ich, auf mich gestellt, scheitern würde. Er zeigte mir die Vorkehrungen, die er für den Kriegs- und Krisenfall getroffen hat. Er hat sich einen Brunnen bohren und einen Ofen bauen lassen, den man mit Holz heizen und auf dem man auch kochen kann. Außerdem habe er ein Notstromaggregat angeschafft. Im Keller öffnete er einen Schrank, in dem Vorräte gelagert werden: Konserven, H-Milch, Kaffee, Tee, Reis und Nudeln, Tomatenmark, Gaskartuschen, Streichhölzer und Feuerzeuge und eine Taschenlampe samt Ersatzbatterien. Das müsste für ihn und seinen Sohn mindestens für zwei Monate reichen, sagte er. „Ich habe zwei Päckchen Spagetti und ein Kilo Reis in meiner Speisekammer“, musste ich bekennen. „Wenn’s hart auf hart kommt, laden wir dich mal zum Essen ein“, erwiderte er. Seine Eltern, die beide um die 90 Jahre alt sind und ein paar Häuser weiter wohnen, hätten den Kindern von ihren Kriegserfahrungen berichtet und ihnen zu diesen Vorkehrungen geraten. Dass dieses Wissen über den Umgang mit Krieg, Mangel und Knappheit noch einmal gebraucht würde, hätten sie sich bis vor drei Monaten auch noch nicht vorstellen können. Mein Freund zeigte mir ein Buch, das er mit zwei Bekannten über ihr Dorf gemacht hat. Es enthält Kurzbiographien, Geschichten aus dem Dorf und vor allem viele Fotografien. Ich staune immer wieder, was die Menschen früher für ausdrucksstarke Gesichter und leuchtende Augen hatten, die von einem Charakter zeugen. Dagegen sind die Gesichter vieler heutiger Menschen teigig und ausdruckslos, ihre Augen stumpf. Mein Freund hat seine Mutter interviewt und sich erzählen lassen, wie das Alltagsleben der vergangenen Generationen aussah, wie man Wäsche wusch, schlachtete, Lebensmittel konservierte, Sauerteig herstellte und im Backhaus des Dorfes Brot buk. Das wurde sorgfältig aufbewahrt und reichte für drei Wochen. Gefragt nach ihren Erfahrungen in der dörflichen Volksschule, berichtet die Mutter, die Jahrgang 1932 ist: „In den oberen Klassen hatten wir einen sehr strengen Lehrer. Das war eine Respektsperson im ganzen Dorf. Die Buben bekamen Schläge mit Stöcken, die Mädchen auf die Fingerspitzen. Oft flog auch mal ein nasser Schwamm durch die Klasse, oder du be-

**Die Gesichter vieler  
heutiger Menschen  
sind teigig und  
ausdruckslos, ihre  
Augen stumpf**



Bild von [Pfüderi](#) auf [Pixabay](#)

‚Orangen‘ aussprach. Das habe ich nie vergessen.“ Die Ohrfeige und die damit verbundene Beschämung brennen noch heute. Das Buch, dessen Anliegen darin besteht, Erfahrungen und Erinnerungen dem drohenden Vergessen zu entreißen und vor der Furie des Verschwindens zu retten, heißt übrigens „Hochelheim – domools“, also „Hochelheim damals“, und kann ab Juni im Buchhandel bestellt werden.

\*\*\*

**E**ben wurde bekannt, dass Friedrich Christian Delius in Berlin gestorben ist. Er wurde 79 Jahre alt. Unlängst erst habe ich über ihn und sein jüngstes Buch ein paar Zeilen geschrieben. ([Teil 44 der DHP](#)) Ich habe ihn sehr geschätzt und gern gelesen. Einmal bin ich ihm auf einem Rotbuch-Verlagsfest begegnet. Das muss in den 1970er Jahren gewesen sein, wo wir alle noch jung und voller Hoffnungen waren. Wer ihn und sein umfangreiches Werk nicht kennt, es aber kennenlernen möchte, dem empfehle ich zum Einstieg sein 2012 erschienenes Buch *Als die Bücher noch geholfen haben*. Darin findet sich auch seine grandiose Dankrede zur Verleihung des Büchnerpreises im Jahr 2011, die man sich auch auf Youtube anhören kann.<sup>1</sup> Für [Teil 39 der DHP](#) habe ich Delius‘ Gedicht *Butzbach, zum Exempel* abgetippt, das er in der Dankrede erwähnt hat und das mir ausgesprochen gut gefällt. Wir haben es in der Kulturgruppe im Butzbacher Gefängnis öfter vorgetragen und diskutiert. Es kommt auch der Knast darin vor, der damals noch „Zuchthaus“ hieß. Und nicht nur so hieß!



Friedrich Christian Delius  
boellstiftung, [CC BY-SA 2.0](#), unverändert via  
Wikimedia Commons

\*\*\*

1 Hinweis: Wenn der Youtube-Link benutzt wird, können Daten von Youtube erhoben werden:  
<https://www.youtube.com/watch?v=cO18CzqutV0>



*Bild von Keli Black auf Pixabay*

**I**n einem Krankenhaus in Tulsa im US-Bundesstaat Oklahoma hat ein Mann um sich geschossen und vier Menschen getötet. Anschließend soll er sich selbst getötet haben. Nach Angaben der Polizei wurden außerdem mehrere Menschen verletzt, aber niemand von ihnen lebensgefährlich. Über die Identität des Täters, der 35 bis 40 Jahre alt gewesen sein soll, ist noch nichts bekannt. Es war dies der dritte größere Amoklauf innerhalb weniger Wochen. Die seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine entstandene schizoide Großwetterlage weckt eine heimliche Katastrophenbereitschaft, die einen erschreckenden Mitnahmeeffekt erzeugt. Viele in eine anomisch-abseitige Position gedrängte Zeitgenossen „haben einen Hass“, und würden am liebsten „alles in die Luft sprengen“. „Psychopathische Schläfer“ steigen auf den Zug der weltweit entflammten Paranoia auf und lassen sich durch sie zu irgendwelchen Wahnsinnstaten anregen. So hängt wieder einmal alles mit allem zusammen.

Mein privates Archiv der Amok- und anderer Schreckenstaten verrät mir, dass im Jahr 2015 ein Dreijähriger in Tulsa seine Mutter erschossen hat, als diese die Windeln ihrer Tochter wechselte. Die geladene Pistole lag vor der Tat auf einem niedrigen Wohnzimmertisch. Eine solche Gelegenheit lässt sich ein echter amerikanischer Dreikäsehoch nicht entgehen. Vielleicht hat er sich aber auch bereits in diesem zarten Alter die alte surrealistische Maxime zu eigen gemacht, der zufolge „man seine Mutter schlagen soll, solange sie jung ist“. Die amerikanische Lesart dieses surrealistischen Satzes unterschlägt das Ironisch-Sardonische an ihm und ersetzt „schlagen“ durch „erschießen“.

\*\*\*

**N**ach einem Todesfall ist derart viel zu regeln und zu organisieren, dass die emotionale Seite des Ereignisses von der bürokratischen fast erstickt wird. Widmet man sich dem Bürokratischen, verliert man den traurigen Anlass aus dem Blick, überlässt man sich der Trau-

er, wird man unfähig zum Bürokratischen. Beide Seiten verhalten sich nach dem Prinzip des Wetterhäuschens: Entweder „Frau Trauer“ ist draußen und „Herr Bürokratie“ ist drinnen, oder umgekehrt. Beides gleichzeitig scheint nicht zu gehen. Deswegen hat sie Gesellschaft in ihrer Weisheit, wenn ich so sagen darf, professionelle Helfer geschaffen, die den unmittelbar Betroffenen das Bürokratische weitgehend abnehmen. Aber eben nur weitgehend.

U muss derweil ja täglich den Kopf über der Wasseroberfläche der Realität halten und nach ihrem Handgemenge in der Schule zusätzlich Sterbeurkunden von hier nach dort tragen. Und dann hat sie noch mich am Backen, was ja auch nicht einfach ist. Trost bezieht sie in den letzten Wochen aus der Anwesenheit eines Spatzes, der morgens laut pfeifend auf dem Schneegitter vor ihrem Fenster Platz nimmt. Auf diesen Spatz kann sie sich verlassen. Sie darf ihm allerdings nicht zu nahe kommen, dann stürzt er sich in die Tiefe und landet auf einem Baum im Hinterhof.



*Bild von [Kurt Bouda](#) auf [Pixabay](#)*

Ich bin heute nach kältebedingter einwöchiger Pause endlich wieder im Fluss schwimmen gegangen. Das Wasser war merklich abgekühlt und ich traute mich nur ein paar Züge zu tun. Neben mir platschte eine Entenmutter mit ihren Kleinen ins Wasser. Ob es zehn oder gar elf Küken waren, konnte ich bei all dem hektischen Gewusel nicht ausmachen. Sie schwammen viel schneller als ich und verschwanden bald hinter der nächsten Flussbiegung.



---

### Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Arbeiterkinder hätten aber auch dann ein Recht auf Bildung, wenn die Verwertung ihrer Arbeitskraft keinen besonderen ökonomischen Nutzen brächte Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher be-

reits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab' ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

### **Über den Autor**

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

#### **Kontakt:**

[goetz\\_eisenberg@web.de](mailto:goetz_eisenberg@web.de)

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)